

Blätter der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10.

Preis ganzjährig: Österreich 2 S., Deutschland 2 Goldmark, Italien 8 Lire, Tschechoslowakei 10 öK, Jugoslawien 24 Dinar, Ungarn 24.000 u. K., Schweiz 2 Franken, Amerika 2 Goldmark.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trent, Triest und Wien.

Heft 5.

Mai 1927.

XXX. Jahrgang.



Ein Arbeitstag in „Maria-Trost“.

Aus einem Briefe des hochw. P. Dr. Matthias Raffener, F. S. C.



„... Nun wollt Ihr von mir natürlich auch was wissen; denn neugierig sind bekanntlich die Steirer ja alle. Kann Euch aber wirklich nichts Neues berichten. Höchstens, daß der Waldbestand auf der Hirndecke noch viel schütterer geworden ist und die Pudelkrause um das Kinn fast weiß, das holde Antlitz rotgebrannt und die Hände ganz zerschunden, Rock und Hose abgenützt, Wäsch' und Socken fast verschwunden! Das ist mein Lazarusbild! Meine Beschäftigung von früher hat sich nur insoweit verändert, daß ich früher der lästige Verwalter war und jetzt der geplagte bin. Vielleicht ist ein Blick auf einen Tag so eines Missionsfarmlebens für Euch nicht ganz uninteressant.

Um 1/25 Uhr erheben wir uns oder steigen vom Lager, je nachdem es der Boden oder die Bettstatt ist; Lager, das im Winter als Ruhestätte, im Sommer aber trotz aller Vorsichts- und Gegenmaßregeln als Folterbank dient wegen der zahllosen springenden und beißenden Punkte, die auf höheren Auftrag auch vom ausgemergelten Missionär die Blutsteuer erheben. Ein

lieber Mitbruder, der ansonsten kein Nimrod ist, hat einmal in seinem persönlichen Revier eine Treibjagd unternommen und nicht weniger als 275 Stück solchen Rotwildes zur Strecke gebracht. Jedenfalls ein Rekord. Im Garten, auf den Wegen, auf freiem Felde, überall hängen sich diese Blutsauger an unsere Fersen, und wenn's etwas nützte, könnte man versucht sein, unter dem lästigen Getrabbel aus der Haut zu fahren; aber was soll man mit so einer zerbißenen Haut auch anfangen! Und so bleibt nichts übrig als in Geduld Miniaturarbeit zu leisten oder unter kleinen Plagegeistern große Geduld zu üben; und das ist wahrlich nicht die geringste Nacht- und Tagesleistung.

Die ersten zwei Morgenstunden gehören dann dem Gebete und der heiligen Messe: die kostbarste Zeit, in welcher der Missionär so manches und so vieles für sich und andere, zumal für die armen Neger mit dem lieben Heiland im Tabernakel zu besprechen, zu verhandeln und von ihm zu erbetteln hat. Wenn dabei unsere Gedanken gelegentlich auch übers weite

Meer schweifen, heim zu lieben Personen und Missionsfreunden, wird's wohl eine verzeihliche Zerstreuung sein!

Um 7 Uhr wird durch Anschlag einer an einem Baume hängenden Pflugschar für die zur Arbeit gebingten Neger das erste Zeichen gegeben; es ist das Zeichen zum Frühstück, das von einem aus ihnen bereitet wird und aus weißem Maisgrießbrei und etwas Zucker besteht. Zu dieser Beschäftigung kommen sie so ziemlich pünktlich angerückt, die schwarzen Helden; denn, wer zu spät kommt, muß mit leerem Magen ins Manöver, d. h. an die Arbeit; eine scheinbar harte, aber notwendige Maßregel, denn sieht man in diesem Punkte nach, dann gibt man das Heft aus der Hand und das Spiel ist schon im voraus verloren; die Beweisgründe liegen eben beim Neger wie auch bei vielen Weißen im Magen. Gibt man nach, dann kommen diese Eingebornen wie die Arbeiter im Evangelium, der eine um die dritte, der andere um die sechste oder neunte oder am liebsten erst um die zwölfte Stunde. Wir aber haben weder die Langmut noch die Mittel, sie trotzdem gleich zu belohnen. Wer morgens mit einem Kater oder gar mit einem Affen angerückt kommt, wird unter Mitgabe einer entsprechenden Standesunterweisung wieder nach Hause geschickt; ein Vorkommnis, das sich zur Zeit der Kaffernkornerte und bei Hochzeitsfeierlichkeiten häufiger ereignet; denn, wenn sich Gelegenheit bietet, kauft der Eingeborne das Negerbier wie ein leeres Faß. Wasser hingegen trinkt er auffallend wenig, selbst bei der größten Hitze, das scheint ihm zu naß zu sein. Übrigens trinken bekanntlich die Steirer auch lieber Most als Brunnenwasser, wenigstens bei meinen ehemaligen Mähern habe ich das beobachtet können.

An Appetit fehlt es dem Neger im allgemeinen nicht. Wer diese Kerls so außenhin betrachtet, dem möchte es zwar scheinen, sie hätten zum großen Teil kaum einen Hühnermagen; man sieht wenigstens unter den Ein-

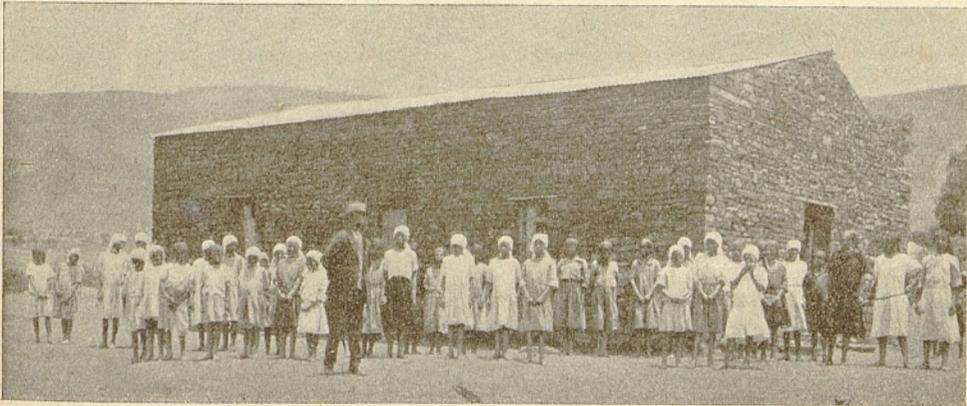
geborenen keine mit Händen, Füßen und Vernunft begabte Fässer herumwackeln, wie solche so zahlreich in zivilisierten Weltgegenden wenn auch nicht lustwandeln, so doch schwizen und kochen. Aber trotzdem lassen die Kaffern ganz ansehnliche Hügel und Berge des genannten Breies in ihr innerstes Heiligtum verschwinden; ja bei Gelegenheit speichern sie ihn noch anderswo auf, wenn's hinunter halt nicht mehr geht. Anfangs, als wir noch mehr an ihre Verdauungskunst und Einfalt, als an ihre Schlaueheit glaubten, klagten diese Spitzbuben oft, die Portionen seien so schmal bemessen, daß sie damit die Hitze und Plage eines halben Tages unmöglich ertragen könnten. Gut, es wurden ihnen einigemal Zulagen gewährt. Aber schließlich wurde einem Bruder dieser Heißhunger denn doch verdächtig; er stellte eine genauere, unverhoffte Untersuchung an; und siehe da, die vorlauten Jeremias- oder Chamsöhne entpuppten sich als geriebene Hamster: in Ranzen, Blechbüchsen, ja selbst in ihren Rocktaschen fand sich das Mus Habakuks, das sie dann abends ihren jungen, schreienden Propheten nach Hause brachten. Diese Entdeckung setzte manch komische Grimasse ab und manches 'han' geheuchelten Erstaunens. Die Zulagen hörten auf und merkwürdigerweise die Klagen auch!

Um 1/2 8 Uhr ertönt von der alten Trauerweide, an der die Pflugschar hängt, das Zeichen zur Arbeit, das wohl des öfteren durch persönliche Aufmunterung in Scherz oder Ernst unterstützt werden muß, da so mancher in bezug auf dieses Zeichen ungemein, ja unglaublich schwerhörig ist.

Je nach der Jahreszeit und dem Wetter gibt es mancherlei Abwechslung in der Arbeit. Ob unsere Kaffern nun zum Kanalisieren, Wegmachen, Planieren, Mauern, Dachdecken, Steinbrechen, Pflügen, Hacken, Säen, Maisbrocken oder -schälen verwendet werden, immer muß vom Missionspersonal jemand die Aufsicht führen und mit Hand anlegen, sonst geschieht entweder nichts oder nicht recht. Sie arbeiten eben nicht aus Arbeitslust oder Pflichtgefühl;

nur den Lohn im Auge behaltend, zeigen sie absolut kein Interesse für das Wohl und den Nutzen des Arbeitgebers; liegt z. B. ein Stein am Wege, so kommt ein Neger mit dem Wagen wohl selten an ihm vorbei; steht ein Baum am Rande, er wird gewiß an- oder umgefahren; ist irgendwo ein Loch, es zieht ihn magnetisch an. Ausnahmen sind weiße Raben. Man möchte fast glauben, sie hätten die löbliche Absicht, uns in der Geduld zu üben; auf alle Fälle bedient sich ihrer der liebe Gott zu diesem Zwecke, und Geduld ist ja die erste unter den notwendigen

mancherlei Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden. Oft leisten sie passive Resistenz, mitunter geht eine Bestie sogar zum Angriff über. Bei so einer Kraftübung verlor voriges Jahr ein Missionsbruder eine Rippe. Wäre er kein wackerer Schwabe, würde wohl sein ganzer Brustkorb in Brüche gegangen sein. 'Er tät nur spöttlich um sich blicken' und für 14 Tag' ins Bett sich legen; und meinte, wenn er ein paar schweinerne Ripplein bekäme, würde die seinige bald ausheilen, was auch geschehen ist. Nur vor den Ochsen hat er mehr Respekt be-



Schule in Boomplaf (Außenschule von „Maria-Trost“).

(Phot. v. P. Bernh. Zorn, F. S. C.)

Eigenschaften eines Missionärs; der da vor allem geschmückt sein soll mit einem Eselsrücken, mit einem Saumagen und mit Kamelstnien. Das scheinen sogar unsere Zugochsen zu ahnen und bemühen sich redlich, das Ihrige dazu beizutragen, damit wir nicht aus der Übung kommen. So ein südafrikanischer Zweihüser mit seinen riesigen Hörnern befindet sich nämlich das ganze Jahr auf der Weide, kennt und liebt die Freiheit; seine Ausbildung in der Jugend war auch sehr mangelhaft, wenn er überhaupt eine gegessen hat; er ist also nicht immer so willig, wie es wenigstens die Genossenführer von ihrem Zugvieh voraussetzen. So ist das Bespannen eines Wagens — freilich kommen dabei gewöhnlich 12 bis 18 Ochsen in Betracht — mit

kommen, wenn auch nicht einen so großen wie die Freidenker vor ihren zweibeinigen Führern.

Um $1/2$ 12 Uhr wird das Mittagsszeichen gegeben, das kein Tauber überhört. Beim ersten Anschlag läßt man alles liegen, stehen, fallen, um so schnell als möglich aus dem Arbeitsbereich hinaus und zur Abfütterungsstelle zu kommen; ein musterhafter Ordensnovize könnte nicht pünktlicher sein. Das Mahl ist ortsüblich und höchst einfach: Maisbrei mit Bohnen, welches letztere einmal in der Woche durch Fleisch ersetzt werden. So sitzen sie in Gruppen beisammen und freuen sich für kurze Zeit ihres Daseins. Als Teller dient vielen irgend ein Stück altes Blech, als Beförderungsmittel die

Adamsgabel, was den Vorteil hat, daß man das Eßbesteck nicht verwechselt noch verlegt und kein kostbares Porzellan zerbricht. So schützt Genügsamkeit vor Ärger und Schaden.

Das Verteilen der Rationen geschieht durch den schwarzen Küchenmeister: auch eine heikle und verantwortliche Arbeit, wenn man bedenkt, daß mitunter mehr als 30 verschiedene Mäuler zu stopfen und ebensoviele erwartungsvolle Mägen zu befriedigen sind. Eventuelle Klagen über Benachteiligung werden allerdings mehr mit schlagfertiger Zunge als mit ausgleichendem Kochlöffel abgefertigt. Er kennt ja seine Pappenheimer.

Bis 1 Uhr ist Arbeitspause, während welcher die einen der Ruhe pflegen, andere hinwiederum die Tagesvorkommnisse oder auch unsere Personen, Arbeitsmethode, unsere Religion als Unterhaltungstoff benützen. Da gibt es manch kurzes ‚hm‘ der Zustimmung, manch lautes ‚han‘ des Staunens oder einen leisen Pfiff der Mißbilligung. Immerhin bietet so eine Sprechergruppe in der Erholungsstunde ein schönes, möchte sagen, würdiges Bild: sie sprechen ruhig und langsam und unterbrechen einander nicht. Ganz anders hingegen verhält es sich zur Arbeitszeit; dann möchte man meinen, unter Wälschen zu sein.

Um 1 Uhr geht es wieder an die Arbeit bis 5 Uhr. Saufe ist bei den Negern ein unbekanntes Wesen. Machten wir nicht jeden und fast täglich für das ihm übergebene Werkzeug verantwortlich, so würden sie bei Arbeitschluß entweder alles an Ort und Stelle liegen lassen oder teilweise gar mit den Arbeitsgeräten in allen Windrichtungen nach Hause laufen; denn Abendessen bekommen nur jene, die fix angestellt sind und bei uns wohnen.

Der Lohn wird für gewöhnlich nach einem Arbeitsmonat ausgezahlt; sie sind es so gewohnt und kommen deshalb mit ihrer mangelhaften Rechenkunst leichter aus. Er schwankt zwischen 50 bis 120 österreichischen Schilling je nach den Umständen. Wir zahlen eben nicht

die Arbeitszeit sondern die Arbeitsleistung, und die ist sehr verschieden, wie ja bei den Tagelöhnern, Diensthoten, Beamten und Abgeordneten in Europa auch; mancher verdiente eher Prügel als Lohn; leider haben die Lohnprügel die Rechtsgültigkeit, wenn auch nicht den inneren Wert, verloren.

Eine interessante, gedulberheischende Figur zum Bilde stellt der Hirtenbub. Er sollte standesgemäß Leiter und Begleiter der Esel und Rinder auf der Weide sein. Aber nur zu oft findet man das liebe Vieh ohne Hirtenbüblein irgendwo auf einem Kartoffelacker oder Maisfeld; der Hirt jedoch ohne Vieh ist schwer zu finden: entweder träumt er irgendwo in einem Winkel am hellen Tage von den Sternen oder er unterhält sich in einem Kraale mit seinesgleichen am kindlichen Spiele. Sehr oft verfertigen sie aus Lehm herrliche Burenkarikaturen. Erwischt man sie auf pflichtvergeßener Untat, so lassen sie sich ruhig verklopfen — aber helfen tut es gewöhnlich nicht viel. Die Neigung zum Müßiggang ist das Wiegegengeschenk dieser schwarzen Kinder Afrikas.

Einen Saß voll Geduld hat auch der Bruder Gärtner jeden Tag auf sein Arbeitsfeld mitzunehmen; denn für diese Pflanze scheint der afrikanische Boden geeignet zu sein wie kein anderer. Es sind nicht Löwen und Leoparden, mit denen er zu kämpfen hat, sondern vielerlei Arten von Blattwanzen, Käfern, Raupen, Maden und derlei Gelichters, die Tag und Nacht ihr Zerstörungswerk verrichten; je kleiner desto zahlreicher und schlimmer; dazu gesellen sich die gefräßigen Schermäuse, nach Obst und Gemüse lüsterne Vogelscharen, Hasen und selbst Gazellen. Als Gehilfen dienen ihm nur einzelne ansehnliche Frösche, Chamäleons, Igel, Schlangen, welche letztere wegen des Giftzahnes aber nur ungern gesehen werden; freilich hat er auch einen langen Negerburschen zur Seite, doch dieser hat fast jede Woche ein oder zwei Tage an Blausucht zu leiden, angeblich weil er das Negerbier nicht recht vertragen kann. Wenn

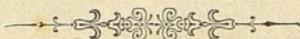
der Bruder Gärtner trotzdem aus einer Wildnis ein kleines Paradies geschaffen hat, so ist das ein Beweis, daß die Geduld reichlich Früchte trägt; und wenn ich als Glosse die Bemerkung anfüge, daß er die oben erwähnte Flohjadg veranstaltete, dann ist der Beweis sicher auf feste Grundlage gestellt.

Ich habe heute wirklich keine Zeit mehr, Euch in die Missionsmühle zu führen, wo sich der Müllermeister erst durch Ochsen und Esel, Weiber und Kinder, Säcken und Säcklein seinen Weg bahnen muß zur Türe; denn oft warten schon 30 und mehr Parteien in aller Frühe, um ja zuerst dran zu kommen. Und was es heißt, unter um den Vorrang streitenden Zulu- und Sessutoweibern ohne Sprachkenntnis Ordnung zu schaffen, das können sich nur von Frauenrechtlerinnen umlagerte Staatsmänner vorstellen.

In der Werkstätte, vorläufig Tischlerei und Schreinerei, da darf ich Euch für diesmal schon gar nicht hineinführen; denn einmal ist dort noch vieles drunter und drüber, da der Bau erst mit Hochdruck fertig geworden ist, und dann wäre es unklug, während der Arbeitszeit den Meister zu stören, sonst könnte er und wir Feuer fangen und das ist in einer Tischlerei doppelt gefährlich; wäre auch nicht zu wundern, denn während er mit der Einrichtung der Werkstätte beschäftigt ist, wird er mit Wünschen, Bitten, Aufträgen von allen Seiten bestürmt: der eine hat keinen Stuhl, ein anderer besitzt nur einen halben oder zwei Drittel davon; dieser hat keinen Tisch auf seiner Bude und jener besitzt überhaupt kein Möbel in seinem Zimmer, ausgenommen den Fall, daß er selber drinnen ist; Kapelle, Kirche, Schule wünschen Bänke; nun sind auch die langersehnten drei Missionschwestern vom „Kostbaren Blute“ eingetroffen, und diese sollen auch halbwegs ein-

gerichtet sein. Wir nennen sie einfach die ‚Kostbaren‘, einmal, weil sie schon antiquarischen Wert besitzen, und dann, weil sie der Mission wirklich kostbare Dienste leisten. Nebenbei ist der Gärtner auch Krankenwärter für das Missionspersonal und Heilkünstler für die Neger, die den ganzen Tag seine Hexenmeisterbude umlagern. Über die Rezepte darf ich natürlich nichts offenbaren; sind Amtsgeheimnisse.

In dunkles Geheimnis gehüllt bleibe auch die Schmiede und Wagnerei, wo die zwei Ökonomiebrüder mit großer Unternehmungslust wahre Wunder wirken: sehr oft aus nichts etwas und mitunter auch aus etwas nichts machen. Kurzum, für Müßiggang bleibt wenig Zeit übrig, desto mehr aber steht zur Praxis die Geduld zur Verfügung. Wenn daher die Brüder abends um 9 Uhr — oft wird's viel später, weil sie noch an Zulubroch'n herumtauen — ihr Lager aufsuchen, dann bedürfen sie weder eines Schlaspulvers noch eines Wiegenliedes, um bald in süße Träume zu versinken. Lassen wir sie ruhen, und ich meine, es ist genug für heute. Der Brief ist ziemlich lang geworden; vielleicht schreibe ich Euch übers Jahr, wenn ich wieder einmal Zahnweh habe, etwas über die Arbeit der Priester. Wenn ich zu lang geworden sein sollte, müßt Ihr halt Nachsicht walten lassen. Neulich hat nämlich eine alte Zahnwurz'n angefangen aufzuspielen und ein wurmstichiger Weißzahn schlug den Takt dazu; ich bin aber kein Freund von Tanzmusik, zumal im höchst eignen Haus, und so habe ich zur Zerstreuung dies Brieflein geschrieben. Nun habe ich beide reißen lassen, und so könnt ihr hoffen, daß der nächste übers Jahr weniger bissig ausfallen wird. Unterdessen behüt Euch Gott, Ihr lieben Leutchen, und betet ein Ave für den Schreiber.“



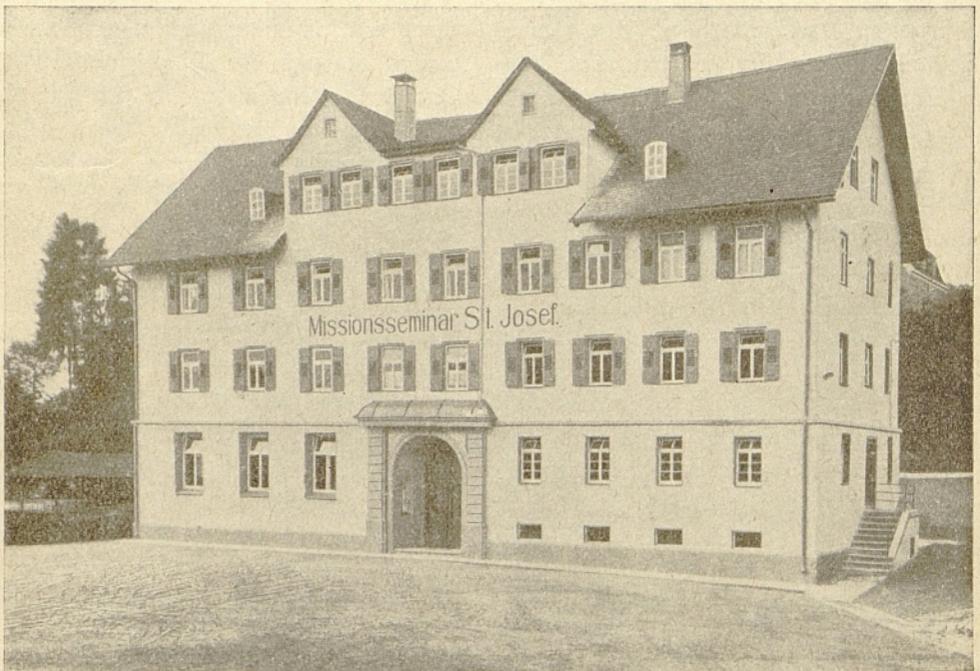
Das siebente Gebot und seine Auslegung bei den Eingeborenen in Südafrika.

Von Hochw. P. Bernhard Zorn, F. S. C.

Das siebente Gebot heißt bekanntlich „Du sollst nicht stehlen“. Stehlen ist freilich niemandem und nie erlaubt; das gilt auch bei den Kaffern, wenn sie auch nicht wissen, daß es so im siebenten Gebote lautet. So glauben und geben sie zu, gestohlen zu haben, wenn

gelungen und je größer der Profit ist, den sie eingebracht hat. Nur Dumme und Ungeschickte lassen sich erwischen wie der Hahn im Kuhstalle.

Col. Kirkpatrick erzählt, daß er einem zerlumpten Hirtenknaben begegnete, der eine



Unser neues Juvenat in Ellwangen in Württemberg.

sie jemandem etwas heimlich entwendet haben, worauf sie unter gar keinem Titel ein Unrecht hatten. Trifft das nicht voll und ganz zu, so ist das kein Unrecht, ist auch nicht gestohlen, sondern nur „genommen“. Eine solche Tat bereuen sie nur, wenn sie so dumm waren und sich ertappen ließen. Ein gelungener Streich wird als Heldentat betrachtet; um so mehr, je gewagter die Tat, je besser sie

Herde Schafe vor sich hintrieb, die Tausende von englischen Pfund wert war; gewiß eine mühevollere Arbeit, da er sie nicht nur zu treiben, sondern auch zu hüten hatte, damit keines davonlaufe oder zurückbleibe, und keines etwa in nahe liegende Saatsfelder sich verirre, um sich einige bessere Bissen zu schnappen, wofür der arme Bube sicher eine Strafe bekommen hätte. Und was für

eine Belohnung erhielt er für seine Mühen? Obgenannter Augenzeuge behauptet, daß er in einer schmutzigen Blechbüchse eine Handvoll trockenen Mais als Mittagmahl mit sich trug. Seine Kost war gewiß täglich dieselbe. Außer dieser erhielt er nichts, nicht einmal gar einfache Kleider. Wahrscheinlich wohnte seine Familie auf der Farm des Eigentümers der Schafe und mußte selbst auch noch dienen für die Gunst, einen Platz zu haben, wo sie ihr Leben fristen konnte. Nun besteht eine Tatsache, die jedem bekannt ist, der auch nur eine kurze Zeit unter Eingeborenen gewohnt hat: sie lieben das Fleisch leidenschaftlich, und das um so mehr, je seltener sie eines bekommen. Oft und oft habe ich das im Sudan beobachtet. Nichts ist schwieriger, als unter Eingeborenen Fleisch auszuteilen. Niemand ist zufrieden; niemand hat genug; immer gibt es Streitigkeiten und blutige Köpfe. Wenn es nun dem Vater unseres zerlumpten, armen, hungrigen Hirten gelänge, auf irgendeine Weise ein Schaf für sich in Sicherheit und bis zum hungrigen Magen zu bringen, so würde es keinem einzigen Eingeborenen in den Sinn kommen, ihn irgendeiner Sünde zu zeihen! Vor etwa hundert Jahren ging es in Schottland gerade so: Da gab es viele, zahlreiche Schafherden. Reiche Besitzer. Aber das Volk war arm. Immer wieder verschwanden Schafe. — Man strafte — die Schuldigen — wies sie aus — machte verschiedene neue Gesetze — nichts half. Erst als man die Leute besser bezahlte, milder behandelte, reichlicher fütterte, auch hie und da Fleisch kosten ließ, hörte das Übel auf. Wo war die Schuld? Wurde gegen das siebente oder gegen ein anderes Gebot gesündigt?

Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene „nehmen“ Früchte, wenn es ihnen möglich ist. Aber nicht nur Früchte, sondern auch Maiskolben, Kartoffeln, Kürbisse und überhaupt von allem, was eßbar ist. Ist das

nun wirklich gestohlen? Unsere braven „Stern-Leser“ werden ja leicht entscheiden können. Da ich jedoch in meinem Artikel nicht von unseren Lesern ein Urteil hören, sondern die Ansicht der Zuluaffern wiedergeben will, lassen wir diese zu Wort kommen. Sie entscheiden: „Hast du Hunger gehabt, als du so etwas nahmst — und hast du zuerst schön um Erlaubnis gebeten, sie aber nicht erhalten, und hast du dich nicht erwischen lassen, so hast du als guter Zulu nichts auf dem Gewissen. Hast du dich jedoch blöde ertappen lassen, so bist du kein wahrer ‚Kafula‘.“

Bei dieser Gelegenheit hört man oft ein Sprichwort: „Juto yomuntu ompofu ailungi.“ Die wörtliche Übersetzung ist leicht: „Die Sache eines armen Mannes hat keinen Wert“, aber die praktische Anwendung ist mannigfaltig. Entweder ist sie wirklich nicht viel wert oder sie ist lediglich verachtet, gering geschätzt, eben weil sie einem Armen, Verachteten gehört, oder auch weil er ihrer selten sicher ist und sie ihm immer abgenommen werden kann. Das erbost auch den Neger und so kommt ihm oft die Versuchung, sich hie und da auch etwas Besseres zu verschaffen.

Geld entwenden wird aber auch von den Negern stets als Diebstahl und Sünde betrachtet. Es ist eben keine Eßware!

Nun noch ein paar Gedanken als Schlusswort:

Im Monatshefte „The South African Outlook“ ist auch die Rede von diesen und ähnlichen Sachen. Eine Kommission, welche extra aufgestellt wurde, um die Ursachen der Klagen und Streitigkeiten über und von den Eingeborenen in Bloemfontain zu erforschen, kam zu folgendem Urteil: „In manchen Fällen haben die Eingeborenen unrecht; in vielen anderen aber nicht, wenigstens nicht ganz. Würde man die Eingeborenen großmütiger behandeln — würde man ihnen

bessere und reichlichere Kost geben — sie auch besser bezahlen, damit sie etwas anständiger leben könnten und endlich einmal auf ein höheres Niveau der Zivilisation kämen — würde man ihnen noch dazu etwas mehr Freiheit und Freude gönnen, so würden ohne Zweifel viele Unannehmlichkeiten von dieser Seite verschwinden; sie würden allmählich dankbar dafür sein — zu ihrem eigenen Nutzen, aber noch weit mehr zum Nutzen der Farmer selbst. Sie würden

das Wohlergehen des ganzen südafrikanischen Kontinentes nicht wenig fördern helfen. Das Rasseproblem würde auf diesem Wege am sichersten und schnellsten gelöst." Auch wir Missionäre können diese Entschlüsse alle mit gutem Gewissen unterschreiben. Wir freuen uns wirklich, daß es hier in Südafrika Männer gibt, die den Mut aufbringen, solche Ideen mit soviel Freimut vor aller Welt zu bekennen. Und geht es so weiter, wird Gottes Segen sicher auf ihrer und unserer Arbeit ruhen.



Umschau.



Rom. Am 21. Februar sah der Vatikan (Palast des Papstes) den Besuch des Königs von Schweden. Gustav V. hat dem Heiligen Vater seine offizielle Aufwartung gemacht und wurde mit den ihm gebührenden königlichen Ehren empfangen. Schon vor dem Kriege hatte dieser protestantische Herrscher einmal eine Romfahrt unternommen, aber damals den Papst gemieden. Inzwischen hat sich jedoch manches geändert. Ausschlaggebend für den Besuch des Königs beim Papste dürfte die Vermählung der schwedischen Prinzessin Astrid mit dem katholischen Kronprinzen von Belgien gewesen sein, wobei allen Forderungen, die die Kirche in Fällen von Mischehen stellt, entsprochen wurde. Auch die Reise des Kardinals van Rossum, die ihn vor drei Jahren nach Dänemark, Norwegen und Schweden führte, dürfte manche Vorurteile gebrochen haben. Man erblickt in dem Besuch des protestantischen Monarchen beim Papste ein gutes Vorzeichen dafür, daß die Ausnahmegesetze gegen die Katholiken nun endlich auch in Schweden aufgehoben werden, wie es in England vor einigen Monaten geschehen ist.

Schweden zählt unter fast sechs Millionen Einwohnern nur 6000 Katholiken mit sechzehn Priestern, von denen sich acht in der Hauptstadt Stockholm befinden. Apostolischer Vikar

von Schweden ist der aus Bayern stammende Dr. Johann Erik Müller, der die Hoffnung hegt, daß sich in diesem protestantischen Lande nach Aufhebung der Ausnahmegesetze eine starke Übertrittsbewegung zur katholischen Mutterkirche Bahn brechen wird.

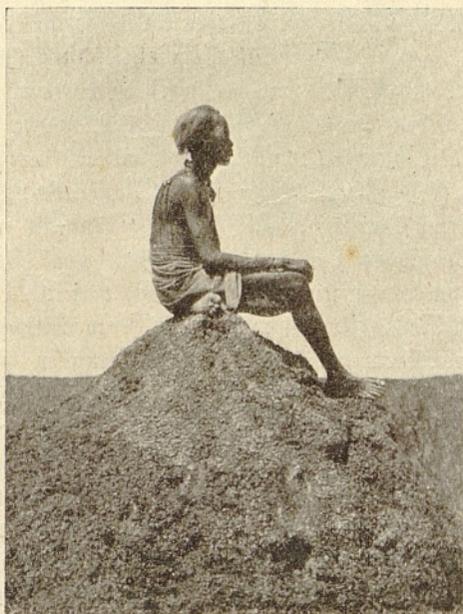
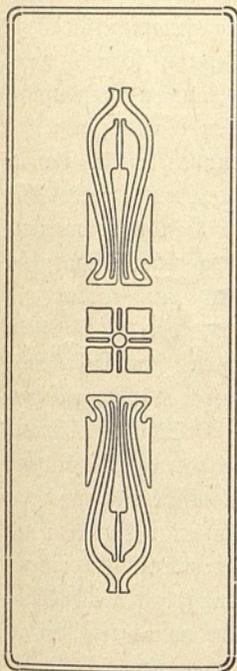
Ein unbeachtet gebliebener Empfang beim Heiligen Vater war der des katholischen Ministers für öffentliche Arbeiten in Uganda, eines gebildeten Negers, namens Johann Nsubuga, Schwiegersohns des katholischen früheren Justizministers Stanislaus Mugwanya.

Ende Mai wird in Rom das 300jährige Gründungsfest des Kollegium Urbanum festlich begangen. Zur Jahre 1627 errichtete nämlich Papst Urban VIII. in Rom ein allgemeines Missionsseminar, das den Zweck hat, Priester für jene Gebiete auszubilden, die dem Missionsministerium der katholischen Kirche — der Propagandakongregation — unterstehen. Unter den ehemaligen Zöglingen des Kollegiums befinden sich 4 Kardinäle, 3 Patriarchen, 5 Generalobere religiöser Orden, 60 Erzbischöfe und Bischöfe vom lateinischen Ritus und 25 Erzbischöfe und Bischöfe vom orientalischen Ritus.

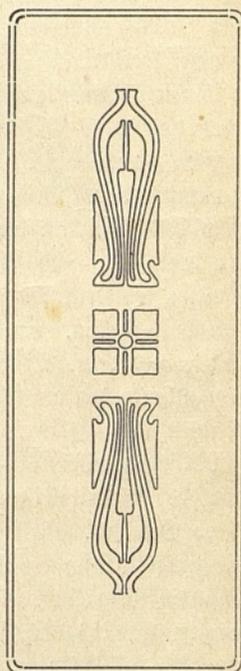
Bayern. Wie mannigfaltig der Anteil Bayerns an der katholischen Missionsarbeit ist, zeigt folgende Zusammenstellung von Ausreifen bayrischer Missionskräfte in letzter Zeit.

Es gingen: aus dem Benediktiner Missionskloster St. Ottilien 10 Patres und Brüder nach Ostafrika — Lindi, 4 Patres nach Südafrika — Eschowe, 1 Pater nach Venezuela; aus dem Franziskanerkloster St. Anna in München 2 Patres und 1 Bruder nach China — Nord-Schansi; aus dem Kapuzinerkloster Mtötting 3 Patres und 4 Brüder nach Chile — Araukanien; aus Tuging 6 Schwestern nach den Philippinen, 3 nach Korea, 2

wirkten in diesen Missions Sprengeln 471 Priester, 115 Brüder und 342 Schwestern Unserer Lieben Frau von Afrika, die gleichfalls in dem großen Kardinal ihren Stifter verehren. An der Seite der 928 europäischen Missionsarbeiter widmen sich dem Bekehrungswerk 50 einheimische Priester, 258 schwarze Schwestern und 4567 eingeborene Glaubenslehrer. In die Zahl von 161 Hauptstationen sind die 12 Knabenseminare mit ihren etwa 800 Bög-



Neger auf einem Termitenhügel sitzend.



nach Brasilien, 2 nach Südafrika; aus Schledorf 16 Schwestern nach Südafrika; aus Strahlfeld 14 Schwestern nach Rhodesia; aus Volkensberg 10 Schwestern nach Afrika — Natal; aus Nymphenburg 9 Schwestern nach Indien; aus Mtötting 8 Schwestern nach Chile; somit insgesamt 25 Patres und Brüder und 70 Schwestern.

Afrika. Die im Jahre 1868 von Kardinal Lavignerie gegründete Missionsgenossenschaft der Weißen Väter verwaltet im dunklen Erdteil 13 Missionsgebiete mit insgesamt 161 Hauptstationen. Im Berichtsjahre 1925/26

lingen und die 5 Priesterseminare mit 128 Alumnen sowie die Katechistenschulen und Lehrerseminare nicht mitinbegriffen.

Besonders erfreulich und trostreich ist die große Seelenernte des Berichtsjahres. Kein früherer Jahresbericht konnte diese hohen Zahlen verzeichnen. Nahezu 60.000 Tausen konnten im Laufe des Jahres gespendet werden, davon 15.705 an Erwachsene und 22.038 an Sterbende. Etwa zwei Drittel dieser letzteren waren Kinder. Die Zahl der Neuchristen ist von 425.623 im Vorjahre auf 451.643 gestiegen, hat also um rund 26.000

zugenommen. In die Christenzahl sind mehrere tausend europäische Katholiken, die in den Missionsgebieten der Weißen Väter wohnen und von den Missionären pastoriert werden, nicht miteingerechnet.

Von den herrlichen Zukunftsaussichten der Mission spricht die schöne Zahl von 189.231 Taufbewerbern gegen 166.753 im Vorjahre, und vielleicht noch mehr die Angabe, daß 6426 neue christliche Familien gegründet und in mehr als 3400 Schulen 90.047 Knaben und 62.746 Mädchen in echt christlichem Geist erzogen werden.

Einen überaus guten Eindruck gewinnt man auch von dem christlichen Leben der Neugetauften aus der Zahl der Beichten und Kommunionen. Bei ihrer Beurteilung muß man beachten, daß die meisten Christen weit, oft drei, vier und mehr Tagereisen von der Station entfernt wohnen und nur selten Gelegenheit haben, einen Missionär in ihrer Mitte zu sehen. Trotzdem kommen auf jeden Kommunikanten durchschnittlich 7—10 Jahresbeichten und mehr als 20 Kommunionen.

Nicht weniger deutlich reden die Zahlen von der Arbeitsleistung der Missionäre und ihrer Gehilfen. Rechnet man die Patres ab, die ausschließlich im Lehrfach an den höheren Schulen tätig sind, so bleiben für jeden Seelsorgemissionär zunächst mehr als 1000 Neuchristen, bei denen er die regelmäßige Seelsorge auszuüben hat. Im Durchschnitt hat jeder im Jahre etwas mehr als 5000 Beichten zu hören, 8 Schulen zu beaufsichtigen oder zu leiten, 40 Taufbewerber unmittelbar auf die heilige Taufe vorzubereiten und 400—500 andere zu unterrichten oder wenigstens ihren Unterricht zu überwachen. Beachtet man, daß in vielen jüngeren Stationen diese Zahlen naturgemäß geringer sind, so ergibt sich für die meisten übrigen eine viel höhere Durchschnittsberechnung. So sind z. B. Stationen, in denen auf jeden Missionär allein mehr als 2000 Christen kommen, nicht selten.

Einen guten Teil in den Tauf-, Elementar- und Katechismus-schulen haben auch die europäischen und einheimischen Schwestern übernommen. Die Leitung der mehr als 300 Krankenhäuser und Armenapotheken und die Pflege von 1,960.493 Kranken im Laufe des vergangenen Jahres war zum größten Teil ihre Aufgabe, durch die sie wirksam an den schönen Erfolgen des Berichtsjahres mitgearbeitet haben. („Afrikabote“ 3/1927.)

Asien. Der Bürgerkrieg in China dürfte eine entscheidende Wendung genommen haben. Schanghai, die Schlüsselstellung sowohl vom chinesischen wie vom internationalen Standpunkt aus gesehen, wurde von den Nordtruppen geräumt und von den Südtruppen besetzt. Damit hat die Regierung von Kanton den bedeutendsten Hafen Fernasiens in ihre Hände bekommen. Schanghai, von Westeuropa und Ostamerika gleichweit entfernt, bildet das Ausfallstor des äußerst entwicklungs-fähigen, von 200 Millionen Menschen bewohnten Jangtsebeckens. Dieser Platz vermittelte bisher 40 Prozent des chinesischen Außenhandels. 25 Schifffahrtslinien laufen regelmäßig den Welthafen an. Bei dem Kampfe fielen auch amerikanische und englische Staatsbürger, da die Chinesen versuchten, in das Konzessionsgebiet (Fremdenstadt) einzudringen. Die Kantonregierung gilt als bolschewistisch, weshalb die Kunde von ihrem Siege unter den Bolschewiken der ganzen Welt, vor allem in Rußland, größten Jubel hervorrief.

Indessen wird die Nachricht bestätigt, daß der Außenminister der Kantonregierung, Eugen Tschien, Katholik sei. Seine Eltern lebten zu Port of Spain auf Trinidad, wohin sie aus Kanton ausgewandert waren. Dort empfingen sie die heilige Taufe. Im Jahre 1911 kehrte der Sohn Eugen nach China zurück; seine vier Kinder sind ebenfalls katholisch getauft und in einer Klosterschule erzogen worden. Die Auswirkungen des Krieges zwischen Nord- und Südkina in bezug auf die Missionen lassen sich noch nicht überblicken; die einlaufenden

Meldungen lauten widersprechend. Die in Rom anlangenden Briefe stellen die Lage sehr düster dar; sie reden von zerstörten Missionen, von Opfern unter dem Missionspersonal und von Flucht der Missionäre und Schwestern. Der General der Südmee, Lu-Dschung-Lin, der kürzlich in Berlin weilte, erklärte, seine Regierung sperre sich nicht gegen die deutschen Missionäre, sofern sie sich der politischen Betätigung enthalten. Englische Missionäre freilich hätten das chinesische Vertrauen verscherzt und müßten das Land verlassen. Da es in China keine katholischen englischen Missionäre gibt, so bezieht sich die Drohung nur auf die Sendlinge des englischen Protestantismus.

Der bekannte katholische Gelehrte Dr. Engelbert Krebs aus Freiburg im Breisgau unternahm nach dem Eucharistischen Kongreß in Chicago auf Einladung der Missionsobern von China, Japan und Korea eine Vortragsreise nach Ostasien. Am 15. Februar ist er von dort nach Rom zurückgekehrt, um dem Papste und dem Kardinal van Rossum über seine Eindrücke Bericht zu erstatten. Er hat überall beste Aufnahme gefunden; in Japan waren seine Vorträge wissenschaftliche Ereignisse. Da seine Zuhörerschaft fast zur Gänze aus Heiden und Nichtkatholiken bestand, behandelte er vor allem die Grundfragen der christlichen Philosophie. Das zahlreichste Publikum gewann Dr. Krebs in dem Festsaal der verbreitetsten Tageszeitung Japans, „Dzaka-Nsahi“, die mit einer Auflage von über einer Million zu den fünf größten Weltblättern gehört. Die Vorträge sind durch die Presse Gemeingut der Geisteswelt Japans geworden. Von allen Seiten ergingen an Dr. Krebs Einladungen zur Fortsetzung seiner Vorträge. Mögen sie zur Beseitigung der zahlreichen Vorurteile, die man in Japan gegen das Christentum hegt, beigetragen haben. Zu den alten Missionswiderständen, die von den heidnischen Religionen ausgehen, gesellen sich neue hinzu, die sozialistisch-bolschewistische Werbe- und Wühlätigkeit in den Arbeiter-

massen, Freisinn und Aufklärung in den höheren Schichten. Der katholischen Mission ermangeln die notwendigen Geldmittel, um eine großzügige Wirksamkeit auf dem Gebiete der Schule, der Presse und der Wohlfahrtspflege zu entfalten. Auch ist die Zahl der Missionäre noch viel zu klein; denn was bedeuten 200 Priester in einem Lande, das 60 Millionen Bewohner aufweist, zumal nicht viele Glaubensboten die schwierige japanische Sprache vollkommen beherrschen! Von größter Tragweite für die japanische Mission ist der Fortbestand der Jesuitenhochschule in Tokio, die in Gefahr schwebt, ihre sämtlichen Hörer zu verlieren, wenn sie die von der japanischen Regierung geforderte Sicherstellung im Betrage von 300.000 Dollar nicht alsbald zu hinterlegen vermag. Günstig vermerkt wird der Umstand, daß Admiral Yamamoto, das Haupt der Katholiken in Japan, zu den Lehrern des jungen Kaisers Hirohito zählte, der zu Weihnachten den Thron bestieg.

Amerika. Der „Osservatore Romano“ („Römischer Beobachter“) veröffentlichte am 23. Februar die nachstehenden erschütternden Briefstücke aus Mexiko und schreibt dazu: „Unter dem Namen ‚Die Märtyrer von León‘ werden eines Tages in die Blätter der Kirchengeschichte die mutigen jungen Männer eingetragen werden, die am 3. Jänner d. J. in der Stadt León für Jesus Christus gestorben sind. Die kurzen Nachrichten, die wir von ihrem ruhmvollen Tode erhielten, sind in ihrer sprechenden Kürze Zeugnis der Frömmigkeit und des christlichen Mutes unserer Helden, deren Taten und Worte denen der altchristlichen Märtyrer gleichen.“

Die drei Briefe lauten: „Am 3. Jänner 1927 zeitlich früh wurden ergriffen und grausam getötet Josef Valencia Gallardo, Salvador Vargas, Ezechiel Gomez und Mikolaus Navarro, Mitglieder der katholischen Jugendvereinigung Mexikos, die zeit lebens tapfer kämpften für die Rechte der Kirche. Gespeist

vom Brote der Engel, vorbereitet durch Fasten und andere Werke der Buße, beschlossen sie ihre Tage mit einem glorreichen Martyrium, treu folgend der Spur der altchristlichen Märtyrer.“

„Kurzer Bericht dreier Jungmänner, die kürzlich zu León gemartert wurden: Alle empfangen am Tage des Martyriums die heilige Kommunion. Der erste fastete den ganzen vorhergehenden Tag; er empfing den Segen seines irdischen Vaters und antwortete seiner Frau, die ihm weinend sein Söhnchen zeigte: Wenn ich zehn Söhne gehabt hätte, ließe ich sie alle für Gott! Der zweite starb mit dem Rufe: Für Gott und seine Ehre! Seine siebzehnjährige Mutter hörte man sagen: Ich wollte den Leib meines Sohnes nicht hergeben, aber der Leib zählt nichts an dem Morgen, da ich seine Seele dem Herzen Jesu anvertraut habe! Der dritte, an Keuschheit und Liebe dem hl. Moïsius ähnlich, sagte zu seiner Mutter: Ich sehne mich zu sterben, weil ich weiß, daß der Herr Opfer will, um unser Vaterland zu retten! Als seine Eltern ihn tot sahen, sagten sie: Kind, bitte für deine Eltern und Brüder, auf daß sie dein Beispiel nachahmen können, denn du mußt sicher schon im Himmel sein. Das Begräbniß dieser jungen Menschen gestal-

tete sich zu einem wahren Triumphzug, weil das Volk, als es ihre sterbliche Hülle begleitete, inbrünstig betete und sie mit den Rosenkränzen berührte. Einer rühmte die Getöteten mit lauter Stimme und forderte die Anwesenden auf, mutigeren Beispiel zu folgen, die einen so ruhmvollen Tod gefunden hatten.“ — „Mehrere Jünglinge, die der katholischen Jugendvereingung angehört hatten, wurden getötet und starben mit dem Rufe: Es lebe Christus, der König. Märtyrer sind sie zweifellos, weil sie ihr Blut für den Märtyrer von Golgatha vergossen. Ich kannte sie, und ich sah ihre Leichen. Es waren unter anderen Josef Valencia Gallardo, der, nahe dem Tode, seine Gefährten aufmunterte, indem er den König Christus und die seligste Jungfrau von Guadalupe anrief, weshalb ihm die Mörder, bevor er getötet wurde, grausam die Zunge abschnitten — darf man den nicht Märtyrer nennen, der solche Dinge ertrug für seinen Christus? —, ferner Nikolaus Navarro, der unter dem Galgen sagte: Wenn ich sterbe, sterbe ich für Jesus Christus, der nicht stirbt, und Salvator Vargas, der sich gleich seinen Gefährten als würdiger Jünger Jesu Christi zeigte.“

Nachrichten des Theologen-Missionsverbandes Österreichs.

Aus der akademischen Missionsbewegung in Polen.

Am 20. Jänner fand in Poznan (Posen) die feierliche Gründung des Ersten Akademischen Missionsvereines in Polen statt. Am Festakte nahmen teil: Der Erzbischof und Primas von Polen Dr. Glond, Vertreter des Senates der Universität, mehrere Universitätsprofessoren und zahlreiche Missionsfreunde. Die Zahl der Teilnehmer aus den Reihen der Akademiker belief sich auf etwa 300. In einer kurzen Ansprache wies Hrgr. Dr. Glond hin auf die Bedeutung des akademischen Missionsvereines für die ganze

Missionsbewegung in Polen. Über Ziel und Aufgaben des Akademischen Missionsvereines sprach der Pallottinerpater Turowski. Darauf wurden die Satzungen des Vereines vorgelesen und angenommen. 129 Akademiker haben ihren Beitritt zum neugegründeten Missionsverein erklärt.

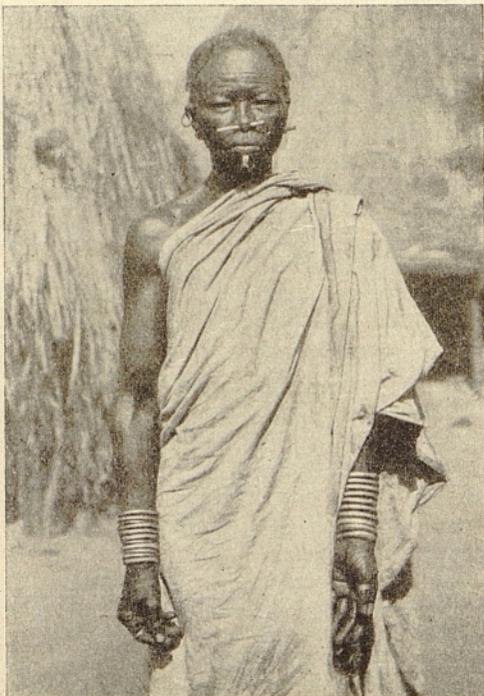
Am 30. Jänner wurde in ebenso feierlicher Weise ein Akademischer Missionsverein in Krakow (Krakau) ins Leben gerufen. Auch dort nahm der Oberhirte Fürsterzbischof Sapieha und Vertreter des Senates der Universität teil

am Festakte, zu dem sich ungefähr 200 Akademiker versammelt hatten. Über das Thema „Akademiker und Mission“ sprach Herr Turonowicz und „Über die kulturelle Bedeutung der Missionen“ P. Krzyszkowski, S. J., Schriftleiter der „Misje Katolickie“.

Noch im Laufe dieses Schuljahres wollen auch Warszawa (Warschau) und Lwow (Lemberg) eigene akademische Missionsvereine grün-

den. Auch Wilno und Lublin interessieren sich für die Missionsfrage, zunächst noch innerhalb der marianischen Kongregation.

Der Internationale akademische Missionskursus, der für Ende September in Boznan vorbereitet wird, soll die bereits vorhandene Missionsbegeisterung mehrten und festigen und neue Wege weisen zur Erfüllung der großen Missionsaufgabe der Gegenwart.



Ballandafrau.

Bischof Fr. X. Geher schreibt in seinem Buche: „Durch Sand, Sumpf und Wald“ über die Ballandafrauen: „Die Frauen legen großes Gewicht auf Schmuck aus Glasperlen und Metall. Enganliegende Ringe aus Kupfer und Eisen an Arm- und Fußgelenken sowie an den Fingern werden in solcher Menge und Gewicht getragen, daß die betreffenden Glieder anschwellen. Eine Selbstqual, die Mitleid erregt. Andere tragen Nasenringe und in der Unterlippe Kupferplättchen, eine schreiende Verunstaltung, welche neben der Metalllast ihnen ein ganz eigenartiges, fast grimmiges Aussehen verleiht. Die Haare werden künstlich geflochten, die unteren Schneidezähne ausgezogen und die oberen spitz zugefeilt.“



Der Zauberer der Bahiri.

Eine Erzählung aus Kamerun von P. Johannes Emontz, S. C. J.*

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Mißlungener Anschlag.

Im Häuptlingsgehöft wurde das gewalttätige Eindringen des Weißen in das Gehöft Ketams besprochen. Die Männer, die gesehen hatten, wie der Missionär die Tür erbrach, erzählten mit der größten Umständlichkeit und mit gewohnheitsmäßiger Übertreibung, was in Ketams Gehöft geschehen sei. Man sprach aufgeregter durcheinander, man fluchte und tobte, man trank tüchtig Palmwein, an dem es in dem Gehöfte Beschubas ja niemals fehlte. Die Männer schwangen ihre Lanzen, als gehe es gegen einen gewaltigen Feind in den Krieg. Einige Gongs dröhnten durch die Nacht, die unterdessen hereingebrochen war. Die Phantasie der Erzähler erforderte immer mehr Schauer- geschichten, bis dann endlich Ketam selber erschien und in geschickter Weise den Auftritt mit dem Weißen derart ausmalte, daß die Leute ihm erstaunt zuhörten. „Du kannst von Glück sprechen, „Ketam,“ sagte der Häuptling, „daß der Weiße seine Drohungen nicht wahr machte. Da er nun nach Dpolinda abgereist ist, werden wir gewiß vor weiterem Unglück bewahrt werden.“ — „Er ist noch nicht fort. Diese Nacht bleibt er drüben in dem Farmgehöft, um dann morgen früh nach Dpolinda abzureisen,“ antwortete Ketam. „Wie, ist er noch nicht fort?“ rief Tusa erregt. „Dann wäre es eine Schande für den ganzen Stamm, ihm seine Schandtaten ungestraft durchgehen und ihn abziehen zu lassen. Sollen wir Bahiri uns von diesem Weißen beschimpfen und schmähslich mißhandeln lassen!“ — „Tod dem Weißen!“ schrien die Männer mit lauter Stimme. „Wir wollen ihn fangen und ihm den verdienten Lohn geben!“ rief der Zauberer, um die Wut der Leute noch mehr aufzustacheln. „Ja, gehen wir zusammen hin! Er soll seine gerechte Strafe finden! Tod dem Weißen!“ riefen die Bahiri. Da stand der Häuptling auf und sagte: „Ich will keinen Krieg mit den Weißen. Wer dem Weißen ein Leid zufügt, der tut es gegen meinen Willen!“ — „Wenn

wir den Weißen umbringen, wird niemand etwas erfahren, denn keiner von seinen Dienern und Trägern wird lebend nach Dpolinda zurückkehren.“ — „Was ich gesagt habe, bleibt gesagt, dem Weißen fügt keiner ein Leid zu, ich will es so, ich Beschuba, der Häuptling.“ Damit war die Angelegenheit erledigt, und niemand wagte mehr eine Gegenrede. Tusa, der Zauberer, zog sich jedoch nach einiger Zeit mit Buzu, seinem Bruder, zurück. Er sann auf Rache. Da der Häuptling durch seinen Einspruch eine gemeinsame Rachedat vereitelt hatte, gedachte er selber mit Hilfe seines Bruders dem Weißen einen Streich zu spielen. „Was sagst du zu den Worten des Häuptlings?“ fragte er seinen Bruder, der schweigend neben ihm hinging. „Er hat recht, und es wäre nicht klug, den Weißen zu überfallen und vielleicht zu töten.“ — „Unfönn! Der Häuptling ist ein Feigling. Hätte er uns nur machen lassen, der Weiße würde einen ordentlichen Denktettel erhalten haben. Diese Nacht wäre seine letzte gewesen.“ — „Das ist wohl wahr, aber es ist dennoch besser, daß er ungeschoren von hier fortziehen kann. Er wird es nicht mehr wagen, hieher zurückzukehren. Und das ist die Hauptsache!“ — „Und dennoch soll der Hund nicht lebend aus Buabengi entkommen. Ein kurzer Handstreich, und er ist in unserer Gewalt. Ihn selbst bringen wir in die Kefang ke bänu, seine Diener und Träger aber werden auf der Stelle kalt gemacht. Ich will nicht Tusa heißen, wenn uns das nicht gelingt.“ — „Ich gehe nicht mit. Wozu wollen wir uns gegen den Willen des Häuptlings in ein solch gefährliches Unternehmen stürzen!“ — „Häuptling hin, Häuptling her! Was geht uns der Häuptling an. Der ist ein armseliger Feigling! Was kann er uns übrigens wollen! Haben wir den Weißen in der Kefang ke bänu, dann wird kein Mensch etwas erfahren, und wir können uns nach Lust und Laune an ihm rächen. Er wird unser Gefangener, Buzu! Niemand mehr wird die Gelegenheit so günstig sein. Ich rechne also darauf. Du gehst mit!“ — „Der Weiße ist klug, er hat ein Gewehr und sieben starke Träger bei

*) Mit gütiger Druckerlaubnis der Aachener Missionsdruckerei A.-G., Aachen (Rhld.).

sich. Noch einmal, ich tue nicht mit.“ — „Du hast auch Angst vor dem Weißen. Ich kenne Buzu nicht mehr. Sonst warst du zu allen Taten bereit, aber nun, weil es einer mit weißer Haut ist, läßt du mich im Stich.“ — „Kenne es Feigheit oder wie du willst. Dein Plan ist eine Dummheit, und diese Dummheit mache ich nicht mit. So, hier ist mein Weg, ich gehe in meine Wohnung. Diese Nacht will ich schlafen, gestern war's beinahe Morgen, als wir von der Kefang ke bänu heimkehrten. Gute Nacht!“ Mürrisch ging er auf seine Hütte zu, ohne sich weiter an seinen Bruder zu stören. Tufa brummte noch allerlei unverständliche Worte und begab sich ohne Gegengruß in sein Gehöft, das noch etwa fünfzig Schritte weiter lag. Er war wütend über den Häuptling, über seinen Bruder, über den Weißen. Seinem Bruder konnte er nichts anhaben, da er ihn immer für seine Schurkereien nötig hatte. Aber Beschuba, der Häuptling, der sollte ihm nicht ungestraft vor allem Volke zu schweigen geboten haben! „Ha, Beschuba, so behandelst du Tufa, den großen und mächtigen Zauberer! Du wirst zittern lernen! Doch vorerst soll der Weiße an die Reihe kommen. Noch in dieser Nacht — ja, ich schwöre es, noch in dieser Nacht!“ Die Gedanken flogen ihm nur so durch den Kopf, es waren nur Haß, nur Rachegedanken. Davon war ja sein Herz, sein Verstand, sein ganzes Streben und Wollen voll. Das war sein Lieblingsgedanke: niedriger, unbändiger Haß. Aus einer der den rechteckigen Gehöftplatz einschließenden sechs Hütten drangen laute Kinderstimmen an das Ohr Tufas, und eine Frauenstimme keifte dazwischen. Tufa wurde dadurch in seinen Bornesgedanken gestört, sprang auf, griff an die Wand, wo eine Lederpeitsche am Holznagel hing und sprang wie ein wilder Leopard hinaus; und dann hörte man schallende Hiebe und laute Drohungen, so daß von dem Augenblick an auch nicht das leiseste Geräusch die Anwesenheit menschlicher Wesen verriet. Still vor sich hinweinend brachte nach einigen Minuten eine Frau das Abendessen. Tufa schlang es schnell hinunter, nahm dann aus einer großen Tasche eines der großen Amulette, das wohl für einen besonderen Zweck bestimmt war, und hängte es um; zwei scharfe Dolchmesser steckte er in den Gürtel, eine von den Lanzen, die in der Ecke standen, suchte er aus und ging fort, ohne ein Wort zu sagen. Wohin mochte er sich begeben? Seine finstere

Miene sagte, daß er dunkle, haßerfüllte Gedanken in seiner Seele trug.

* * *

Die Tanzgangs ratterten noch immer durch die dunkle Nacht. Die Schwarzen waren ganz in ihrem Element. Ganze Nächte durchtanzen bis gegen Morgen, das war die Lieblingsbeschäftigung der Männer. „Die Menschen müssen Stimmen von Eisen haben! Und die Beine scheinen überhaupt nicht müde zu werden!“ brummte P. Breuer still vor sich hin. „Es scheinen Freudentänze zu sein — da — schon wieder das laute, fröhliche Gejohle. Eigenartiges Volk, oft so lustig und harmlos und doch auch wieder so schrecklich elend und bedrückt! Wann wirst du dein Heil und deine wahre Freude da suchen und finden, wo sie wirklich ist, im Heiland der Welt!“ Es war gegen elf Uhr, als der Pater sich mit solchen Gedanken trug; er marschierte dabei mit seinem Gewehr rund um die beiden Hütten, schaute nach rechts und links aus, legte etwas Holz auf die beiden Feuerchen vor und hinter den Hütten und trottete dann wieder weiter. Um sich gegen die Kälte der Nacht zu schützen, trug er seinen dicken Reijemantel. Er hatte sich selber die erste Nachtwache bis Mitternacht bestimmt, damit die Träger sich etwas ausschlafen könnten. Um Mitternacht sollte der Älteste von ihnen die Wache übernehmen. „Es ist mir, als ob dieser teuflische Tufa diese Nacht benutzen würde, um sich an mich heranzumachen. So etwas wie eine Ahnung ist's. Nach dem, was ich heute alles über ihn gehört habe, ist er zu allem fähig.“ Der Pater hatte den Gedanken kaum zu Ende gedacht, als er plötzlich glaubte, rechts in dem Maisfeld eine raschelnde Bewegung bemerkt zu haben; er blieb aber nicht stehen, um nicht den Verdacht zu erwecken, als habe er etwas bemerkt. Fester umfaßte er das Gewehr. Sein erster Gedanke war: „Tufa, der Zauberer.“ Im selben Augenblick ließ's ihm kalt über den Rücken. Aber da nun doch alles ruhig blieb und er trotz eifriger Ausschau nichts mehr bemerkte, glaubte er, sich getäuscht zu haben. Mitternacht war schon vorbei und die Wache hätte bereits gewechselt werden müssen. P. Breuer kam zu keinem Entschluß. Sollte er den Mann wecken, oder war es nicht besser, selber die ganze Nacht zu wachen. Wieder hatte er einige Kunden gemacht und Holz aufgelegt, war hier

stehen geblieben und da. Am Feuer vorbeigehend schaute er wieder auf seine Uhr: „Dreiviertel eins! Nein, ich kann ruhig schlafen gehen. Vielleicht ist ein Tier dort durch die Maisfelder geschlüpft.“ Schnell trat der Pater in die Hütte, zündete ein Streichholz an und weckte leise den Embuge. Der rieb sich die Augen, reckte sich, stand langsam und vorsichtig auf und folgte dem Pater, der ihm für die Wache die größte Aufmerksamkeit empfahl. Ungekleidet legte P. Breuer sich nun auf sein Feldbett und versuchte zu schlafen, vermochte es aber nicht. Eine innere Unruhe quälte ihn, er mußte immer an Tusa, den Zauberer, denken, vor dem sogar der erste Bigmann Ketam und der große Häuptling erzitterten. „Und wenn er jetzt käme und du lägst schlafend da!“ Da hallten die Schritte des Wächters an sein Ohr. Das beruhigte ihn. „Sobald Embuge etwas bemerkt, ruft er mich. Er ist zuverlässig und ich kann ruhig sein.“ Mit einem Gebet zu seinem Schutzengel schlief er endlich ein. „In allen Nöten steh mir bei!“, diese Bitte hatte er mehrmals hintereinander wiederholt. Der Wächter tat sein Bestes, marschierte tapfer um die Hütten herum, versorgte das Feuer, blieb hier stehen und dort, so wie der Weiße es gemacht hatte und beobachtete sorgfältig die Umgebung. Da alles ruhig war und blieb, hockte er sich auch einige Male ans Feuer, um sich zu wärmen, schlug dann aber wieder die Decke fest um sich und versah wie vorhin seinen Dienst.

Eine Stunde mochte wohl so vergangen sein. P. Breuer lag halb wach und halb träumend in seiner Hütte. Es kam ihm vor, als liege er im Zelt mitten in einer weiten Steppe. Alles war ruhig, nur die Grillen zirpten ihr Nachtlied. Auf einmal glaubte er in der Ferne das Gebrüll eines wilden Tieres zu vernehmen. Weit, weit, sehr weit mußte es sein. In die Nacht hinauslauschend, hörte er dann denselben Ton etwas lauter. Es ist noch weit, sehr weit, es ist also keine Gefahr. Immer etwas lauter und immer etwas näher war dann die Stimme zu hören, und der Träumende fühlte die Gefahr stets näher kommen, wurde unruhiger und empfand die Gefährlichkeit der Lage immer mehr. Bald wird das wilde Tier ganz nahe sein. „Wirf Holz ins Feuer!“ wollte er dem Wächter

zurufen, vermochte es aber nicht. Wie ein gewaltiger Druck lag es auf seiner Seele. Er wollte auffpringen und konnte es nicht, er wollte Warnungsrufe ausstoßen; es war ihm, als halte jemand ihm die Kehle zu. Da plötzlich hörte er, oder vielmehr glaubte er das wilde Gebrüll ganz in der Nähe zu hören; er zitterte vor Angst, er glaubte die funkelnden Augen des wilden Tieres zu sehen, da — ein Sprung — jetzt war er verloren — der Pater erwachte — ach, Gott sei Dank, es war nur ein Traum! Ach, was man doch für schreckliche Dinge träumen kann! „Ja, wo bist du denn? — Ach ja, in Buabengi, in der Farmhütte, draußen ist der Wächter. O Gott, den hörst du ja nicht! Ob er vielleicht schläft?“ —

Mit unheimlicher Gewalt reißt es ihn von seinem Feldbett. Wenn der Kerl schläft, sind wir in der größten Gefahr. Der Löwe — nein Tusa könnte in der Nähe sein! „Heiliger Schutzengel mein“ — schon stand er da, griff nach dem Gewehr, schlich sich bis an die Tür und spähte hinaus. Das Feuer vor der Hütte war fast ganz niedergebrannt, der Wächter hockte daneben — und wahrhaftig — er schlief, ja er schnarchte dazu. Von dem Feuer hinter der Hütte drang noch ein schwacher Schein in die Umgebung — und in diesem Schein sah er eine gebückte Gestalt heranschleichen — ja, kein Zweifel — ein Mensch — gewiß Tusa, der Teufel!

„Holla, Boys! Schnell auf! Heraus!“ schrie der Pater so laut er nur konnte. Der Wächter sprang auf, der Pater stand neben ihm und feuerte einen Schuß ab; drüben erscholl ein lauter Schrei, eine Gestalt stürzte einen Augenblick nieder, erhob sich aber sofort und verschwand dann schnell im Dunkel der Nacht.

Dem bestürzten Wächter gab der Pater eine derbe Ohrfeige und schrie ihn an: „Beinahe hättest du uns alle unglücklich gemacht; schnell, leg Holz auf! Weshalb schläfst du?“

Kembä und die anderen Träger waren auf die lauten Rufe und besonders auf den Knall des Gewehres hin erschrocken aufgesprungen und standen stumm vor Angst und Furcht da. Die Gefahr war vorbei, aber die erschreckten Gesichter schauten bald auf den Pater, bald auf den Wächter, der wie ein armer Sünder da stand.

(Fortsetzung folgt.)